

Sprachkultur im 18. Jahrhundert

Über die Erzeugung von Gesellschaft durch Literatur*

Im Rahmen einer sprachwissenschaftlichen Tagung, die fast ausschließlich Gegenwartsprobleme thematisiert, spielt der Literaturhistoriker, der zu Fragen des 18. Jahrhunderts spricht, eine etwas exotische Rolle. Ich will versuchen, dieser Rolle gerecht zu werden und durch eine abweichende Perspektive einige bekannte Dinge in ein etwas verfremdendes Licht zu tauchen. Einigkeit scheint darüber zu bestehen, daß um 1800 die Entwicklung zu einer überregionalen sprachlichen Norm ihr Ziel erreicht hat, daß daran die Literatursprache einen wesentlichen Anteil hat und daß diese Entwicklung irgendwie mit der Entwicklung des deutschen Bürgertums zusammenhängt.

Bei näherem Hinsehn ergeben sich einige Schwierigkeiten, die man in Fragestellungen ummünzen sollte. Die ältere Forschung hat die Standard- oder Hochsprache dieses Zeitraums mit nur gedämpftem Interesse behandelt, quasi nur der Vollständigkeit halber; vor die Frage nach der Standardsprache schob sich die nach der Dichtersprache, häufig von Literaturhistorikern bearbeitet. Die Orientierung der Bildungssprache des 19. Jahrhunderts und besonders der Wilhelminischen Zeit an der 'Klassik' ließ einen solchen Staffettenwechsel durchaus plausibel erscheinen. In den letzten Jahrzehnten hat sich das geändert. Zwar hat die Sprachwissenschaft im Westen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, hier eine Denkpause eingelegt. Aktiver ist die Sprachwissenschaft im Osten, in der Sowjetunion und in der DDR gewesen, wenngleich es anscheinend Mühe macht, über die Schallmauer von 1730 auch bei der Detailforschung hinwegzukommen.

Da taucht nun freilich ein anderes Problem auf. Der Begriff der 'Literatursprache', wie er im Osten in Gebrauch ist, bezeichnet nicht etwa die poetische Sprache, sondern das, was bei uns 'Standard-' oder 'Hochsprache' heißt. Leider ist das kein reines Definitionsproblem, sondern hat auch Rückwirkungen auf das Forschungsprogramm. Wenn der Literaturhistoriker das in der DDR erschienene monumentale Untersuchungswerk "Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache (1470 - 1730)" darauf

* Gerade unter dem Aspekt der 'Sprachkultur' ist das Drucken von Vorträgen nicht unproblematisch. Eine Umformung in die Textsorte 'wissenschaftliche Abhandlung' war wegen des sehr weit ausgreifenden Themas nicht möglich. Ich habe deshalb nur einige Retuschen vorgenommen, die den Text als 'wissenschaftlichen Essay' lesbar machen sollen.

befragt, welchen Beitrag denn die poetische Literatur zu dieser 'Ausbildung' geliefert hat, wird er das nicht identifizieren können. Denn im Textkorpus stehen unterschiedslos Traktate, Briefe, Verwaltungstexte, Erbauungstexte, auch poetische Texte usw. Wenn aber solchermaßen die verschiedenen Rekrutierungsbereiche der Sprachnorm, religiöser, gelehrter, umgangssprachlicher, juristischer usw., nicht mehr unterschieden werden, dann wird nicht nur der Literaturhistoriker enttäuscht: Es fällt eine ganze Dimension dieser Entwicklung weg, nämlich die sozialgeschichtliche. Sie könnte nur über eine Rekonstruktion der Beiträge aus den verschiedenen Lebensbereichen erfaßt werden, und nur eine solche Rekonstruktion wiederum könnte rückwirkend die Sprachgeschichte in die Lage versetzen, auch Beiträge zur Sozialgeschichte zu liefern. Es lauert hier eine geschichtsphilosophisch-teleologische Falle, die von der präsumtiven Einheitlichkeit der Standardsprache des 19. Jahrhunderts und des Bürgertums des 19. Jahrhunderts hier auch bereits die Verhältnisse des 18. Jahrhunderts vorstrukturiert und so einen Pauschalbegriff von Bürgertum zu einem Pauschalbegriff von 'Literatursprache' in eine gleichfalls pauschale Beziehung setzt. — Hierzu wird später noch mehr zu sagen sein, da auch Sozialhistoriker (und Literaturhistoriker sowieso) sich diesem gedanklichen Sog m.E. nicht hinreichend widersetzen.

Ich werde im folgenden den Versuch einer situationslogischen Rekonstruktion des Verhältnisses von Gesellschaft, Literatur und Sprache im 18. Jh. unternehmen, d.h. versuchen, die Phänomene als Problemlösungsversuche zu deuten.

I.

Die Eingangs-Frage, die zu diesem Zweck zu stellen ist, lautet: Wer braucht um 1700 überhaupt eine überregionale Sprachnorm, und zu welchem Zweck braucht er sie? Dafür kommen ja nur Personengruppen in Frage, die tatsächlich eine überregionale Kommunikation pflegen oder pflegen wollen. Daß der Adel, wie bekannt, in dieser Zeit französisch spricht und schreibt, hat sicher eine Ursache in der politischen und kulturellen Dominanz des französischen Hofes, eine weitere darin, daß hier ein Standesmerkmal die Abgrenzung vom übrigen Volk ermöglicht. Aber schon in der ständigen Wiederholung dieser beiden Faktoren liegt eine Einseitigkeit der Deutung. Es wäre einfach töricht gewesen, an die Stelle der fertigen internationalen Standesnorm eine erst zu entwickelnde und bloß nationale Norm zu setzen. Ähnliches gilt für die Gelehrten. Sie pflegten das Latein nicht nur deshalb, weil das so Tradition war, sondern auch deshalb, weil es ihnen die Kommunikation auch mit den Fachkollegen in Bologna oder Paris ermöglichte. Noch Christian Wolff, der seine wichtigsten Bücher zunächst deutsch geschrieben hatte, publiziert

sie schließlich auch lateinisch, weil er sonst in seiner Wirkung zur Provinzialität verdammt gewesen wäre. Umso bemerkenswerter und fast irritierend ist es, daß seit Thomasius immer wieder Vorlesungen in deutscher Sprache gehalten werden. Von der Seite des Wissenschaftsbetriebes her gesehen gibt es dafür keine Notwendigkeit. Auch die naheliegende Erklärung, daß neue Schichten an die Universität drängen, ist wenig verläßlich, wenngleich es natürlich auch zu dieser Zeit, wie zu jeder anderen, Klagen über mangelnde Lateinkenntnisse der Studenten gibt. Gerade im Zeitalter der Aufklärung nimmt die Zahl der Universitätsstudenten nicht etwa zu, sondern sie stagniert, nimmt sogar ab; erst nach 1800 geht die Kurve steil nach oben. — Jedenfalls hatten auch die Gelehrten eigentlich eine überregionale Norm der deutschen Sprache nicht nötiger als früher.

So kann man nun die einzelnen Bevölkerungsgruppen durchgehen. Für weitere überregionale Kommunikationsbedürfnisse gibt es einen ganzen Fächer von Fachsprachen. Es gibt für die überregionale Verwaltung deutschsprachige Normen, es gibt für Kaufleute eine Art Geschäftsdeutsch, das ausreicht, so lange der Wirrwarr an regionalen Münzen und Maßen, die Vielzahl der Zollschraken und die schlechten Wege weit schlimmere Hürden sind als die verschiedenen Mundarten. Und auch die wandernden Handwerksgesellen kommen mit überregionalen Fachsprachen aus, die, nach dem Zeugnis Leibnizens, sehr hoch ausgebildet sind. Angeblich verwendet man sogar in türkischen Bergwerken Begriffe des deutschen Bergbaus. Selbst die Dichter, die spätbarocken, schreiben in einem Idiom, dessen Formelschatz viele Züge einer Fachsprache trägt und bei Geburts-, Hochzeits- und Begräbniscarmina Feierlichkeit verbürgte. Und der größte Teil der Bevölkerung, die seßhaften Bauern, brauchte ohnedies keine überregionale Sprachnorm, ebenso wenig wie der normale, seßhafte Stadtbürger, für den eher die innermundartliche Differenzierung von Bedeutung ist. Regionale Sprachen für die Kommunikation der Seßhaften, überregionale Standes- und Fachsprachen für die überregionalen Kommunikationsbedürfnisse — wer braucht da noch eine überregionale Standardsprache?

Der erste massive Vereinheitlichungs-Schub war bekanntlich von jener Krise ausgegangen, die, je nach Perspektive, unter dem Kurznamen der 'Reformation' oder der 'frühbürgerlichen Revolution' zusammengefaßt wird. Die Frage nach der 'richtigen' Bibelübersetzung beförderte die Frage nach der 'richtigen' deutschen Sprache. Religiöse und politische Werbung schuf neue Publiken, neue Kommunikationsgemeinschaften. Besonders wichtig aber scheint mir, daß die Instabilität der Verhältnisse zu einem neuen Sprachbedarf führte: Zu einem Bedarf nämlich einer Sprache, in der man über die Voraussetzungen des Lebens und Zusammenlebens re-

flektieren konnte. Wenn man, wie ich es in diesem Abschnitt getan habe, einen sehr weiten Begriff von 'Fachsprache' verwendet (auch wer eine Eisenbahn-Fahrkarte kauft, bedient sich in diesem Sinn einer Fachsprache), dann schrumpft der Bereich der Standardsprache auf diesen Kern einer Reflexions- oder Metasprache. Ich will das nun keineswegs als neue Definition vorschlagen, sondern nur darauf hinweisen, daß diesem Reflexionsbedarf offenbar eine Führungsrolle bei der Entstehung einer Standardsprache zufällt.

Um 1700 hatten sich die politischen und religiösen Verhältnisse weitgehend stabilisiert, die aus der 'Reformation' stammenden Anstöße erschöpft. Die religiöse Sprache hatte sich – bei aller konfessionellen Zersplitterung – als Mittel der Verständigung über die Grundlagen des menschlichen Daseins und Zusammenlebens neu gefestigt. Religiöse Sprache ist um 1700 die überregionale, wenngleich konfessionell differenzierte, Norm, die an sie gebundene Ethik die überregionale und tendentiell, ihrem eigenen Anspruch nach, auch überständische Ethik.

II.

Dieses Bild ist natürlich vereinfacht. Schon um 1700 ist manches wieder in Bewegung, sozial und sprachlich. Gleichwohl erscheint mir folgender Schluß erlaubt: Wenn das Sprachensystem um 1700 so flächendeckend ist, wenn für jedes Bedürfnis eine entsprechende sprachliche Norm zur Verfügung steht, wenn wir es also sozusagen mit einer Situation sprachlicher Vollversorgung zu tun haben, – und wenn wir hundert Jahre später eine voll ausgebildete profane überregionale und überständische Norm vorfinden, dann müssen in dieser Zeit gewaltige Veränderungen des Sprachbedarfs vor sich gegangen sein: Es muß sich die Notwendigkeit überständischer und überregionaler Verständigung, und damit auch die Notwendigkeit einer diskursiven Verständigung über die Bedingungen von Verständigung ergeben haben.

Die Veränderungen sind tatsächlich so einschneidend, daß Karl Bosl sagen konnte, eigentlich sei in Deutschland das Mittelalter erst um 1750 zu Ende gegangen. Und wenn wir diese Veränderungen verstehen wollen, stoßen wir unweigerlich auf den Begriff 'Bürgertum'. Zumal in germanistischen Arbeiten mutet dieses Wort gelegentlich an wie die Bezeichnung eines mythischen Fabelwesens, über das man allerlei merkwürdige Geschichten erzählen kann, das aber in Luft zerrinnt, wenn man es anfassen will. Hier ist das eingangs erwähnte teleologische Motiv am Werk, das die Geschichte nur aus dem Aspekt des Zulaufens auf das Bildungs- und Großbürgertum des 19. Jahrhunderts sieht. Wird dieser Aspekt verab-

solutiert, dann entsteht eine gradlinige Deszendenz vom Stadtbürgertum des Mittelalters über das der Reformation bis ins 19. Jahrhundert, als seien das immer dieselben Leute gewesen oder die Kinder und Kinderkinder derselben Leute. Erscheinungen des 18. Jahrhunderts, die mit diesem Bürgertum zusammenhängen, werden dann leicht allesamt über den Leisten des Emanzipationskampfes oder des antifeudalistischen Kampfes geschlagen, und was sich dem nicht fügt, wird der 'deutschen Misere' angelastet und – oft erstaunlich naiv – mit dem psychoanalytischen Begriff der Kompensation erledigt. Der Aspekt ist gewiß berechtigt. Nicht gegen ihn wende ich mich, sondern gegen seine Verabsolutierung, die zwar ein kompaktes Geschichtsbild erzeugt, aber bestimmte Probleme nicht hinreichend in den Blick bekommt. Selbst zünftige Sozialhistoriker berufen sich zumeist auf Quellen aus dem letzten Drittel des Jahrhunderts, nicht aus ideologischer Befangenheit, sondern deshalb, weil um diese Zeit die Quellen reichlich sprudeln. Wenn man dann aber verallgemeinert und von d e m 18. Jh. spricht, ergibt das ein völlig falsches Bild. – Ich will dem hier entgegensetzen den Aspekt der inneren Konstitutionsprobleme dieses 'Bürgertums' des 18. Jahrhunderts, oder, um den entscheidenden Punkt gleich mitzubennen, dieses N e u -Bürgertums des 18. Jahrhunderts.

Noch am Ende des 18. Jahrhunderts definiert das Allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten Bürger als jene Individuen, welche "weder zum Adel, noch zum Bauernstande gerechnet werden können". Da wird also alles, was nicht in die klare agrarstaatliche Paarung von Adel und Bauern hineinpaßt, mit einer Negativ-Definition belegt. Das ließe sich noch mit der Borniertheit der Gesetzesmacher erklären, obwohl darunter recht aufgeklärte Köpfe waren. Doch die empirische sozialgeschichtliche Forschung ist auch fast 200 Jahre später noch nicht weiter gekommen. So heißt es 1976 in einem Forschungsüberblick: "Zum Bürgertum als der Summe der nichtadeligen, nichtbäuerlichen und nichtunterständischen Kräfte gehören so heterogene Schichten und Gruppen, daß von einer Einheit nichts zu erkennen ist". Die Ursache für diese Definitionsprobleme liegt in der Sache selbst. Und mehr noch: Unser Definitionsproblem ist ein reales Problem für das Bürgertum dieser Zeit, – das Problem, durch das es letztlich doch als Einheit konstituiert wird. Das ist zu erläutern:

Zwar gibt es da einzelne altbürgerliche Gruppen mit eindeutigen überlieferten Verhaltensnormen, Patrizier etwa oder Handwerker. Aber was gibt es da nicht alles: Den Bankier und den Lateinschullehrer, den Schriftsteller und den Domänenpächter, den Manufakturbesitzer und den Offizier, den Krämer und den reichen Kaufmann und den Hofmeister,

der dessen Söhne Latein beibringen soll, und dazu das Heer der Pfarrer und der Verwaltungsbeamten in unterschiedlichsten Positionen. Sie alle haben keine gemeinsame Herkunft, keine gemeinsamen Traditionen, keine gemeinsame ökonomische Stellung. Was sie aber gemeinsam haben, ist eben dieses Problem, nichts gemeinsam zu haben.

Ich will das an einem Lebenslauf exemplifizieren. Da gibt es in Artern in Thüringen in der Mitte des 17. Jahrhunderts einen Hufschmied mit Namen Geede oder so ähnlich. Der hat einen Sohn, der das Handwerk eines Schneiders lernt. Nach seiner Lehrzeit geht der Schneider, wie es sich für einen Gesellen gehört, auf Wanderschaft. Er geht nach Westen, nach Frankreich. 12 Jahre ist er dort, setzt sich in der Seidenweberstadt Lyon fest. Doch die Aufhebung des Toleranzdikts von Nantes zwingt den Protestanten, Frankreich den Rücken zu kehren. Er wandert nach Frankfurt, heiratet dort eine Schneiderstochter und wird zünftig. Göthe nennt er sich jetzt, mit Akzent auf dem e, denn er weiß Kleider mit französischem Schick anzufertigen, für die Frauen der Patrizier, der Handelsherrn, sogar für die Damen des Darmstädter Hofes. Zeitweise beschäftigt er nicht nur die erlaubten drei, sondern sechs Gesellen. Als seine Frau stirbt, hat er ein Vermögen von 19 000 Gulden. Er heiratet wieder, 1705, eine Schneiderswitwe, die auch ein Wirtshaus mit Weinhandel in die Ehe bringt. Die Zeiten sind schlecht für die Winzer im linksrheinischen Deutschland, ständig droht Krieg, sie verkaufen schnell und billig; der Frankfurter Weinhändler aber kann lagern und warten. Seinen Sohn läßt der Schneider Jura studieren, er finanziert ihm die Kavalierstour nach Italien, und als er 1730 stirbt, hinterläßt er ihm 17 Säcke voll Geld unterschiedlichster Währungen, das Weinlager, Grundstücke, — insgesamt ein Vermögen von 90 000 Gulden. Der Sohn kann es sich leisten, nur noch dieses Vermögen zu verwalten, sich den Titel eines Kaiserlichen Rats zu kaufen und die Tochter des Stadtschultheißen zu heiraten.

Ich will nicht behaupten, daß das ein typischer Lebenslauf der Zeit ist (und untypisch sind gewiß die Schicksale des Enkels des Schneiders). Unser empirisches sozialgeschichtliches Wissen zum ersten Drittel des 18. Jahrhunderts, ich wiederhole es, ist äußerst dünn, nicht zuletzt deshalb, weil die Vorgänge sich weitgehend im Dunkeln abspielen und erst deutlicher sichtbar werden, nachdem eine gewisse Konsolidierung eingetreten ist. Erst eine Vielzahl solcher Lebensläufe von ansonsten unbekannten Leuten könnte ein einigermaßen sicheres Bild liefern und z.B. Bewegungs-‘Straßen’ sichtbar machen. Es ist eine Zeit, in der wir nicht mehr die Statik der überlieferten überindividuellen Verhältnisse voraussetzen können, aber auch noch nicht die Zeugnisse selbstbewußter Wortführer und Interpreten des Neuen vorfinden. Umso wichtiger wären

sprachgeschichtliche Detailuntersuchungen, die hier Aufschlüsse geben könnten.

Unsere Erzählung kann aber zumindest zeigen, was im ersten Drittel des Jahrhunderts möglich ist. Es existiert ein Bewegungsraum, regional wie sozial, und — dies der Erzählung kurzer Sinn — wenn wir vom Bürgertum dieser Zeit sprechen und damit manches sehr Heterogene zusammenfassen, dann bezeichnen wir damit keinen homogenen 'Stand', sondern diesen Bewegungsräum. Hier finden Aufstiege statt, 'Lebensläufe nach aufsteigender Linie', auch Abstiege, hier kommt es zur unvorhergesehenen Interaktion von Personen ganz unterschiedlicher Herkunft, von Normensystemen ganz unterschiedlicher Struktur und Tradition und hier besteht bereits auch ein recht großer Reflexions- und Diskursbedarf, weil auch Selbstverständigung notwendig ist. Damit wird vielleicht klar, was das heißt: daß das Gemeinsame des Bürgertums sein Problem ist, nichts Gemeinsames zu haben. Es muß geschaffen werden. Notwendig ist eine gemeinsame Vorstrukturierung und Standardisierung der Wirklichkeit, eine Reduktion von Komplexität, die das Handeln wechselseitig berechenbar macht, auch wenn man die angestammte Bezugsgruppe verläßt. Diese Reduktion von Komplexität trägt im 18. Jahrhundert den Namen 'Moral' und dann, nach der Konsolidierung, 'Bildung'. Eine allgemeinemenschliche Moral soll es sein, keine ständische, eine, die man bei jedem Positionswechsel räumlicher und sozialer Art wieder auffinden kann, und so werden die Wörter 'bürgerlich' und 'menschlich' oft zu Synonymen. Niemals zuvor ist über Moral soviel nachgedacht und geschrieben worden, denn niemals hatte man ein neues Verhaltensfundament überständischer und überregionaler Art so nötig. — Noch ehe die Verbindung zur Sprachgeschichte hergestellt ist, läßt sich bereits sagen: Der zweite Akt in der Geschichte der Entstehung der deutschen Standardsprache ist — wie der erste, von der 'Reformation' bewirkte — das Ergebnis einer Krise der regional und ständisch partikularen Ordnungen.

III.

Zunächst kümmern sich die Gelehrten um das neue Problem, Leute vom Schlage eines Thomasius oder Gottsched, vermutlich nicht aus purer Menschenliebe und Solidarität, sondern auch deshalb, weil hier ein neuer Bedarf, ein neues 'Publicum', ein neuer Markt sich auftut. Die relative Autonomie des universitären Lehr- und Disputationswesens gibt für die Gebildeten der Zeit auch das Modell einer bürgerlichen Öffentlichkeit ab, das Modell einer *res publica litteraria*, in die grundsätzlich das gesamte Neubürgertum einbezogen ist. Es ist eine politisch vielfach gebremste Öffentlichkeit, die sich ihre Lücken suchen muß, um sich verwirklichen

zu können. Eine solche Lücke sind die 'schönen Wissenschaften' und 'freien Künste'. Wenn es dem König von Preußen einfällt, ein Gedicht zu machen, dann muß er sich gefallen lassen, daß er vom rechtlosen Juden Mendelssohn rezensiert wird. So weit die 'schönen Wissenschaften' und 'freien Künste' scheinbar von der Politik entfernt sind, so sind sie doch als Medium der Verständigung noch über ganz andere Dinge brauchbar als solche der Kunst. Wer z.B. in einer Kritik oder in einer Poetik über bestimmte Verhaltensweisen oder Eigenschaften eines Helden rätsonniert, meint damit nicht nur eine fiktive Kunstfigur, sondern begründet das auch mit seinen allgemeineren Ansichten über das menschliche Leben. —

Das also ist der e r s t e Faktor, welcher der Literatur eine besondere Stellung zu verschaffen vermag: Als der heimlichen Stätte einer öffentlichen Rede mit tendentiell universeller Thematik und damit als Forum des Diskurses, in dem die neue Intersubjektivität sich bilden kann.

Als z w e i t e s wäre die Eigenart poetischer Rede als gebundener Rede zu nennen. Jan Mukařovský, der strukturalistische Poetiker, hat den Bühlerschen Sprachfunktionen eine vierte hinzugefügt, die ästhetische, welche die Aufmerksamkeit auf das Zeichen selbst lenke. Ich will diese Theorie hier nicht übernehmen, weil sie mit einigen diskussionsbedürftigen Voraussetzungen operiert, sondern nur bei ihr anknüpfen. Etwas salopp kann diese 'ästhetische Funktion' gedeutet werden als eine Verschnürung von Texten, die ihre Transportierbarkeit erhöht. Dieser Sachverhalt wurde in den letzten Jahren, als das Nachdenken über Textästhetik immer wieder zur Abweichungspoetik zurückkam, etwas vernachlässigt. Wenn ein Text gereimt ist und ein bestimmtes Metrum aufweist, dann ist er wesentlich leichter aus seiner Situation zu lösen, ohne daß er in seinem Wortlaut verändert wird. Das gilt schon für simple Bauernregeln, die durch ein solches Rekurrenzsystm verschnürt werden. Natürlich können in ausgebildeteren poetischen Formen dann weit komplexere Mittel der Bindung eintreten, die Reim und Metrum sogar überflüssig machen, Pointierungen etwa, ganze Geschichten mit Anfang, Mitte und Ende, von denen man nicht einfach etwas weglassen kann, bis hin zu raffinierten Methoden der metaphorischen Verklammerung und symbolischen Querverweise. Es sind Texte von besonders starker Kohärenz, — von so starker Kohärenz, daß sogar Abstriche bei der Logizität und beim Realitätsbezug gemacht werden können, ohne daß sie deshalb zerfallen. Solche verschnürte und transportable Texte, räumlich wie zeitlich transportabel bis hin zur sogenannten 'Zeitlosigkeit' großer Dichtung — solche Texte also eignen sich in besonderem Maße dazu, als Topoi ('Örter') der Verständigung kanonisiert zu werden und in ähnlichem Maße Intersubjektivität zu begründen wie ein 'heiliger' Text; aber diese

Intersubjektivität kann nun als profane die religiöse ergänzen, gelegentlich auch in Konkurrenz zu ihr treten.

Hinzu kommt ein d r i t t e r Moment. Poesie im 18. Jahrhundert ist vornehmlich erzählende oder dramatische Poesie; daneben natürlich auch eine Fülle von gereimter Kleindichtung, die man aber nur auf etwas mißverständliche Weise als lyrisch bezeichnen könnte (das 'Lyrische' im modernen Sinn gibt es erst seit Goethe). Solche Dichtung findet ihre Domäne in der konkreten Falldarstellung, im Exempel. So meint z.B. schon Thomasius, das Studium der Poesie sei u.a. für den angehenden Juristen deshalb sehr nützlich, weil er lernen könne, wie man zu einem 'lege' einen geschickten 'casum' finden könne. Dichtung in diesem Sinne ist Moral-Kasuistik an Exempeln. Die mehr als ein Jahrhundert dauernde Fixierung am Goethischen Typus von Poesie hat uns solche Äußerungen immer wieder belächeln lassen. Aber das ist unhistorisch. Wenn Gottsched meint, am Anfang der poetischen Produktion stehe immer ein moralischer Lehrsatz, zu dem man dann eine passende Fabel sucht, dann ist das nicht Engstirnigkeit, sondern Ausdruck eines kulturpolitischen Programms der Herstellung von Intersubjektivität durch Dichtung. Kein Autor einer moralischen Wochenschrift läßt es sich nehmen, seine Lehren erzählerisch-szenisch einzukleiden oder in fingierten Briefen vorzutragen. Und auch die Schaubühne, die noch Schiller als moralische Anstalt deuten wird, kann sich Ansehen erwerben als eine Art Abendschule der Intersubjektivität. 'Mitleiden', so sagt Lessing, sollen wir in der Tragödie lernen, und das meint nichts anderes als Intersubjektivität. Für Christian Wolff ist die Kirche die geistliche, das Theater die weltliche Verkündigungsanstalt der Moral. Die "Comödien und Tragödien" hätten "einen Vorzug für den wahren Exempeln", denn bei den "wahren Exempeln" liegt oft allzuviel Zeit zwischen der Tat und ihren Folgen. "Hingegen in Comödien und Tragödien folget alles, was zusammen gehöret, in einer kurzen Reihe aufeinander, und lässet sich daraus der Erfolg der Handlungen viel besser und leichter begreifen, als wenn man im menschlichen Leben darauf acht hat." Im Besonderen des poetischen Exempels, so meinte er, solle das Allgemeine anschauend erkannt werden. Es ist eine Dichtungslehre, die dann später mit dem Begriff des 'Typischen' in ganz anderem Kontext wiederkehren wird.

IV.

Ihre herausragende Bedeutung kommt die Dichtung erst in den späten 40er und in den 50er Jahren des 18. Jahrhunderts. Die 30er und frühen 40er Jahre sind beherrscht von einer anderen Dominante, die unter dichtungsgeschichtlichem Aspekt als Vorstufe bezeichnet werden muß.

Ich spreche in diesem Zusammenhang von der 'Gottsched-Wolff-Zeit' oder der Phase der normativen Forderung oder des Objektivismus (das letzte im Anschluß an Brüggemann). Denn in dieser Phase sollen die Maximen des richtigen Handelns noch auf deduktivem Weg aus obersten Prinzipien der Vernunft und Natur abgeleitet werden. Da diese Instanzen aber Leerformeln sind, setzen sie den sozialen Konsens, den sie begründen sollen, bereits voraus.

Es ist ein nur scheinbar deduktives, in Wirklichkeit zirkuläres Verfahren, bei dem Vernunft und Natur doch immer wieder durch Autoritäten oder Berufungen auf den gesunden Menschenverstand, also durch Tradition gestützt werden müssen. Man nennt zuweilen als Symbolfigur der Aufklärung Prometheus, der das Feuer vom Himmel geholt hat; das ist durch eine zweite Symbolfigur zu ergänzen, nämlich Münchhausen, der sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zog. Die Letztinstanzen von Vernunft und Natur mögen subjektiv tatsächlich die entscheidende Rolle gespielt haben, aber aus der Distanz gesehen hatten sie nur eine persuasive Hilfsfunktion bei der Herstellung des sozialen Konsens, der aus alten, heterogenen Quellen neu zusammengestellt und befestigt werden mußte.

Vernunft und Natur als Letztinstanzen waren in dieser Phase der Konsensbildung nur kurzfristig einzusetzen. Schon jetzt bedient man sich gern der Überzeugungskraft der poetischen Exempel. Die sächsische Typenkomödie ist vielleicht das auffälligste Beispiel. In ihr sollen die 'Laster', d.h. Abweichungen vom vernünftigen Mittelmaß angeprangert werden. Es gab da gewiß manches zu lachen und zu lernen. Aber die 'Tugend' blieb, als bloßes Vermeiden von Abweichungen, leer und blaß.

In den späten 40er und den 50er Jahren treten neue Mittel hinzu. Das 'delectare' der neuen Poesie schafft einen konsensbildenden kulturellen 'Überschuß', Freundschaft und Geselligkeit werden gefeiert, und in der Anakreontik auch das gepflegte erotische Spiel. Zur Natur und zur Vernunft tritt als weitere Instanz das 'Herz'.

Es beginnt jene Zeit, die in den Literaturgeschichten als 'Empfindsamkeit' erscheint. Ein Herz hat jeder, auch der Ungebildete, der kein collegium logicum durchlaufen hat. Man könnte von der Gellert-Zeit sprechen, auch von der Zeit des jungen Lessing, des jungen Wieland und eines guten Dutzend weiterer Autoren, die heute keiner mehr liest, die aber eine förmliche Dichtungskultur bildeten: Pyra, Lange, Hagedorn, Uz, Götz, Gleim, J. E. Schlegel, Rabener, Weiße, Gessner, Kästner, Ewald von Kleist, Cramer, Rost, Gieseke, Zachariae und noch einige mehr. 1751 wird Gellert Professor in Leipzig, qualifiziert durch drei Komödien, einen Roman, eine lateinische Programmschrift für die rührende Komödie und einen Band mit

Fabeln und Erzählungen. Diese Fabeln und Erzählungen werden, nach der Bibel, zum weitestverbreiteten Buch Deutschlands. Dichtung wirkt unmittelbar aufs Herz und ist deshalb wie keine andere Institution fähig, die neue Intersubjektivität zu festigen. Ich kann hier auf die inhaltliche Seite dieses Literaturtypus nicht eingehen; es genüge der Hinweis, daß die fortwährende Thematisierung von Freundschaft, Geselligkeit, Gelassenheit und Genügsamkeit die Konfliktvermeidung, also den sozialen Konsens, zum obersten Gebot macht.

V.

Schon seit einiger Zeit ist hier implicite von Sprachgeschichte die Rede. Die Kodifizierung einer sprachlichen Norm setzt ja voraus, daß es anerkannte Vorbilder gibt, bei denen die Grammatiker anknüpfen können. Die Entwicklung im 18. Jh. läßt sich unter diesem Gesichtspunkt exemplarisch an den unterschiedlichen Argumentationssituationen Gottscheds und Adelungs verdeutlichen. Gottsched war bei seinen sprachlichen Normierungsversuchen vor einem ähnlichen Problem gestanden wie bei seinen poetischen und moralischen. Vernunft und Natur allein konnten die sprachliche Norm nicht begründen. Um aufzuzeichnen, was das 'beste' Deutsch war, mußte er eine Vorentscheidung treffen. Gottsched setzte fest, das 'beste' Deutsch sei ein geläutertes Meißnisch. Damit aber folgte er nicht der Vernunft und Natur, sondern der Tradition (was durchaus vernünftig war). Wenn er dafür die Begründung gab, daß das Meißnische in der Mitte des deutschen Sprachraums lag, war das eher ein Zeichen seiner Argumentationsnot. Kein Wunder, daß man ihm von der Peripherie her, von Schlesien und vor allem der Schweiz, heftig widersprach. Zwar berief sich Gottsched auch auf die 'besten' Schriftsteller, aber abgesehen davon, daß das auch zirkulär war: Wer sollten diese 'besten' Schriftsteller sein, in den 40er Jahren des 18. Jh., zumal er mit den neu aufkeimenden Bestrebungen der jungen Generation nichts im Sinn hatte? Er nennt Autoren wie Opatz, die Hofdichter Canitz und Besser und den Abt Mosheim, gewiß verdienstvolle Männer, aber doch von viel zu geringer Wirkung, als daß sie das Argumentationsdefizit hätten ausgleichen können. Da ist Adelung in einer völlig anderen Situation. Neben den von Gottsched favorisierten Autoren kann er sich auf 'beste' Autoren berufen, die, wie Gellert und die anderen genannten, tatsächlich bereits hohe überregionale Anerkennung genossen. Es gibt in den 50er Jahren eine vielgelesene, überregionale poetische Nationalliteratur, und diese Literatur folgt bereits einer weitgehend einheitlichen Sprachnorm. Natürlich hätte Adelung sein Wörterbuch nicht allein mit diesen Autoren bestreiten können; eher schon hätten sie für seine Bemühungen um Stil

und Grammatik ausgereicht. Vor allem aber hatten sie eine Art Pilot-Funktion als vorzeigbare Vorbilder, hinter deren Schild dann auch andere Bereiche berücksichtigt werden konnten.

Der Beitrag dieser Literatur bei der Durchsetzung einer überregionalen Norm ist von der älteren, dichtungssprachlich orientierten Forschung nur ungenügend berücksichtigt worden. Noch bei Blackall z.B. kommt sie nicht vor. Denn ihre unmittelbar dichtungsgeschichtliche Bedeutung ist, gelinde gesagt, unauffällig, verglichen etwa mit den gleichzeitigen Bemühungen Klopstocks. Aber ihre konsensstiftende Wirkung macht sie wahrscheinlich zum wichtigsten Beitrag der Poesie bei der Entstehung der überregionalen Norm überhaupt. Deshalb meine eingangs geäußerte Befürchtung, daß ein zu pauschaler Begriff von Literatursprache hier weiterhin ein Forschungsdesiderat ungesehen lassen könnte.

Für Adelung jedenfalls (und noch für didaktische Handbücher des frühen 19. Jahrhunderts) ist dies die 'klassische' Periode der deutschen Literatur, und schon als er in den 70er Jahren sein Wörterbuch erscheinen läßt, kann er sich nicht mehr auf die inzwischen nachgewachsene neue Generation berufen. Es beginnt eine dritte Phase sowohl in der Geschichte der Dichtung wie in der Geschichte bürgerlicher Intersubjektivität.

VI.

Ohnedies ist das eben entworfene Bild etwas einseitig. Schon die poetische Sprache Klopstocks, die den 50er Jahren zugehört, ist für Normierungsversuche nicht brauchbar, sondern schöpft ihr Pathos aus der Normabweichung. Und schon in der zweiten Hälfte der 50er Jahre entsteht mit dem Bürgerlichen Trauerspiel eine literarische Stätte der Konfliktformulierung, und zwar jenes innerbürgerlichen Konflikts, der aus rigoristischer Norm und Glücksbedürfnis des Einzelnen entspringt (der Konflikt mit der höfischen Welt kommt erst rund zwanzig Jahre später auf die Bühne). Gegenläufig zum Prozeß der Festigung des bürgerlichen Moral-Konsens und des bürgerlichen Sprach-Konsens vollzieht sich schon hier eine Bewegung, welche die Normen bereits voraussetzt und die Kosten der Normierung thematisiert oder aus der Abweichung Funken schlägt.

Um 1770 kommt das voll zum Durchbruch. Der Augenblick der gefestigten Norm ist zugleich schon der Augenblick der Revolte gegen die Norm. Es melden sich mit lauter Stimme die Abweichler, sei's angestoßen durch das Sprachdenken Hamanns, sei's auch nur deshalb, weil der expandierende literarische Markt dem Provokateur besondere Chancen zu bieten scheint. Etwas zugespitzt könnte man sagen: In den 70er

Jahren beginnt, angesichts der eben erst gefestigten Norm, das Zeitalter der Abweichungspoetik und der Abweichungsethik, jenes bis an die Gegenwart reichende Zeitalter also, das der Norm immer wieder den emphatischen Begriff einer Wahrheit gegenüberstellt, die über jede Norm hinausgreift. Die Reduktion von Komplexität durch Normierung wird als Wahrheitsverlust empfunden. Der Sturm und Drang, von dem hier die Rede ist, ist bereits die erste binnenbürgerliche Rebellion.

Die Dichtung wendet sich in den 70er Jahren jenen Themen zu, für die weder die Leipziger noch die Berliner Aufklärer hinreichende Lösungen oder zumindest Formulierungen gefunden hatten, sozialen Problemen, dem Problem des Todes, das immer wieder als *cantus firmus* auftritt, und jenem Problem, das man heute mit dem Wort der 'Selbstverwirklichung' zu bezeichnen pflegt. Schon in den 70er Jahren, nach zwei Generationen, hat das Neu-Bürgertum den ganzen Turnus vom konturlosen Konglomerat zu jener reduzierten Komplexität durchgemacht, die allererst intersubjektivität ermöglicht, zugleich aber auch als Verkürzung der Wahrheit und Knebelung der Entfaltung des Einzelnen empfunden wird. Man hat früher gesagt und sagt es gelegentlich auch heute noch, der Sturm und Drang sei die Zeit der Entdeckung des Individuums. Das ist sicher nicht falsch. Aber man muß hinzufügen: Es ist die Entdeckung des *e i n g e s c h r ä n k t e n* Individuums; die Thematisierung der Individualität macht ja überhaupt erst einen Sinn, Individualität ist überhaupt erst ein entdeckungswürdiges Problem, wenn überindividuelle normative Strukturen einen so hohen Geltungsgrad erreicht haben, daß der Einzelne sich an ihrem Widerstand als Einzelner erfahren kann.

Gellert und sein Kreis hatten Gelassenheit, Bescheidenheit und Geselligkeit gepredigt. Zum Kultbuch der 70er Generation aber avanciert der 'Werther', der eben dies zum Thema hat: 'Einschränkung' des Authentizitätsstrebens in allen denkbaren Verwirklichungsbereichen: metaphysisch, erotisch, künstlerisch, sozial, bis hin zur Sprache. Der erste Konflikt Werthers mit seinem Chef ist ein sprachlicher: Der Gesandte will ihm seine Inversionen nicht durchgehen lassen ...

VII.

Doch ich will hier nicht repetieren, was zur Sprache der Sturm- und Drang-Zeit zu sagen wäre, sondern ich will zum Abschluß auf die längerfristig, bis in die Gegenwart wirkende Tendenz hinweisen, die in dieser Periode erstmals deutlich greifbar wird. Sprachliche Normierung und Normierung der Wirklichkeit zum Zwecke der Berechenbarkeit und intersubjektivität gehen immer Hand in Hand. Und seit jener

ersten binnenbürgerlichen Rebellion wird es immer wieder Bewegungen geben, welche die zum Zwecke der Normierung reduzierte Komplexität wiederherstellen wollen. Wahrscheinlich verdankt die bürgerliche Gesellschaft gerade diesen Rebellionen ihre bemerkenswerte Überlebensfähigkeit, denn sie halten die Normen locker und ermöglichen die Anpassungen an neue Situationen. Jede der vielen Todesannoncen der bürgerlichen Gesellschaft läutete in Wirklichkeit eine neue Metamorphose ein. Mit dem Sturm und Drang beginnt eine Art **Funktionsdualismus** der Literatur offenkundig zu werden (vorhanden war er in Ansätzen schon immer), – der bis in die Gegenwart reicht, eng mit dem Funktionsdualismus einer recht verstandenen 'Sprachkultur' zusammenhängt und letztlich die Ratio der bürgerlichen Gesellschaft, ihre Beweglichkeit mitbegründet.

Auf der einen Seite gibt es eine Funktion von Literatur, die ich als subsidiär bezeichne. Diese Funktion dominiert sowohl in der Gottsched-Zeit als auch in der Gellert-Zeit, und sie dominiert überall da, wo Literatur in den Dienst einer bestimmten Sozialisation gestellt wird. Sie unterstützt die Standardisierungen der Wirklichkeit wie die der Sprache. Sie macht bei weitem den Hauptanteil des Gebrauchs von Literatur bis in die Gegenwart aus: Auch sogenannte 'kritische' Literatur ist subsidiär, wenn sie zur Stabilisierung des Wirklichkeitsbildes oppositioneller Zirkel dient. – Daneben aber gibt es eine zweite Funktion von Literatur, die ich als komplementär bezeichne und die erstmals in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts mit Macht hervortritt. Sie zielt auf die jeweils unbeleuchtete Seite der Wahrheit, auf das, was bei den Problemlösungen der jeweiligen Rationalität vernachlässigt, verdrängt, als irrelevant beiseite gestellt wurde. Ihr Spektrum ist so weit wie der Raum, der bei der jeweiligen Reduktion von Komplexität ausgeblendet wurde und gerade deshalb die Menschen beunruhigt. Er reicht von der 'symbolisch-augenblicklichen Offenbarung des Unerforschlichen', wie Goethe es nennt, über die sozialen und psychischen Kosten unserer Problemlösungen bis hin, zum Beispiel, zum unversorgten Problem des Todes.

Falsch jedoch wäre es, diese zweite, in fortschrittlichen Milieus auf Anhieb attraktiver erscheinende Funktion direkt erfassen zu wollen und nur ihr unsere Pflege angedeihen zu lassen. Gerade die erste, die subsidiäre Funktion begründet, wie eh und je, Intersubjektivität, und dieses Geschäft sollte man nicht den Produzenten von 'Dallas' allein überlassen. Die 'Ausdruckskraft' der Normabweichung wirkt nur deshalb, weil sie die Norm voraussetzt und ein **zusätzliches** Register ist; nicht Unfähigkeit, sondern nur das souveräne – zumindest passive –

Beherrschen der Norm macht die Abweichung zu einem Akt der Freiheit. Mag sein, daß institutionelle Sprachnormung sich auch heute noch in derselben Begründungsnot befinden wie zu Zeiten Gottscheds und Adelungs und sich, wie diese, dem Vorwurf der Pedanterie aussetzt.

Die arbiträren Elemente einer Einzelsprache sind nicht strikt begründbar, und die Begründungen der motivierten Elemente sind zumeist nur als Eselsbrücken zu gebrauchen. Scheinrationale Detailbegründung verdeckt hier nur, was, wie bei Gottsched und Adelung, die eigentliche Quelle der Norm ist: Tradition, die nicht begründbar, doch der kritischen Weiterführung zugänglich ist. 'Begründet' ist Sprachkultur nur in der Unentbehrlichkeit einer Reduktion von Komplexität für jede Verständigung, und in der Notwendigkeit zugleich, diese Reduktion nicht zur Bornierung verkommen zu lassen, sondern ein möglichst hohes Maß an Differenzierung zu ermöglichen. So kann sie auch an die Komplementär-Funktion von Dichtung anknüpfen. Denn anders als Gottsched und Adelung können wir uns auch dort auf die 'besten' Schriftsteller berufen, wo es nicht nur um die Durchsetzung einer Norm, sondern auch um deren Relativierung geht. Selbst die Wilhelminische Klassikerpflege mußte Goethes normenverwirrende Sprachmagie mit-transportieren, und selbst der Büchmannisierte Schiller enthält noch die 'Contrebande' der Freiheit. Wenn 'Sprachkultur' beides will, Einübung von Normen und Locker-Halten der Normen, wird sie sich in besonderem Maße am Beispiel der Poesie orientieren können.

Literatur

- Berger, Günter, u.a.: Interpretation als Gesellschaftsgeschichte. Anmerkungen zu Heinz Schlaffer: Der Bürger als Held, in: Kindt, Walther/Schmidt, Siegfried J. (Hrsgg.), Interpretationsanalysen, München 1976, S. 145 - 165.
- Beutler, Ernst: Das Goethesche Familienvermögen von 1687 - 1885, in: Ernst Beutler, Essays um Goethe, Bremen 1957, S. 389 - 400.
- Blackall, Eric A.: Die Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700 - 1775. Stuttgart 1966.
- Brockmeyer, Rainer: Geschichte des deutschen Briefes von Gottsched bis zum Sturm und Drang. Diss. Münster 1961.
- Brüggemann, Fritz/Faustian, Helmut (Hrsgg.): Die bürgerliche Gemeinschaftskultur der vierziger Jahre. 2. Bde. Leipzig 1933 (Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen, Reihe Aufklärung, Bd. 5 und 6).
- Dann, Otto (Hrsg.): Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation. München 1981.
- Eggers, Hans: Deutsche Sprachgeschichte. Bd. 4. Reinbek 1977.

- Eibl, Karl: Bürgerliches Trauerspiel, in: Wessels, Hans-Friedrich (Hrsg.), *Aufklärung. Ein literaturwissenschaftliches Studienbuch*, Königstein 1984, S. 66 - 87.
- Eichler, Ingrid/Bergmann, G.: Zum Meißnischen Deutsch. Die Beurteilung des Obersächsischen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, in: PBB, Halle, Jg. 89, 1968, S. 1 - 57.
- Gessinger, Joachim: *Sprache und Bürgertum*. Stuttgart 1980.
- Goldfriedrich, Johann: *Geschichte des deutschen Buchhandels vom Westfälischen Frieden bis zum Beginn der klassischen Literaturperiode (1648 - 1740)*. Leipzig 1908.
- : *Geschichte des deutschen Buchhandels vom Beginn der klassischen Literaturperiode bis zum Beginn der Fremdherrschaft (1740 - 1804)*, Leipzig 1909.
- Haider-Pregler, Hilde: *Die sittlichen Bürgers Abendschule. Bildungsanspruch und Bildungsauftrag des Berufstheaters im 18. Jahrhundert*. Wien/München 1980.
- Henne, Helmut: Probleme einer historischen Gesprächsanalyse. Zur Rekonstruktion gesprochener Sprache im 18. Jahrhundert, in: Sitta, Horst (Hrsg.), *Ansätze zu einer pragmatischen Sprachgeschichte*, Tübingen 1980, S. 89 - 102.
- Herrlitz, Hans Georg: *Studium als Standesprivileg. Die Entstehung des Maturitätsproblems im 18. Jahrhundert*. Frankfurt 1973.
- Herrmann, Ulrich (Hrsg.): *Die Bildung des Bürgers. Die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft und der Gebildeten im 18. Jahrhundert*. Weinheim/Basel 1982.
- Im Hof, Ulrich: *Das gesellige Jahrhundert. Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung*. München 1982.
- Kiesel, Helmuth, Münch, Paul: *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert*. München 1977.
- Kopitzsch, Franklin (Hrsg.): *Aufklärung, Absolutismus und Bürgertum in Deutschland*. München 1976.
- Martens, Wolfgang: *Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen moralischen Wochenschriften*. Stuttgart 1968.
- Möller, Helmut: *Die kleinbürgerliche Familie im 18. Jahrhundert*. Berlin 1969.
- Nerius, Dieter: *Untersuchungen zur Herausbildung einer nationalen Norm der deutschen Literatursprache*. Halle 1967.
- Perels, Christoph: *Studien zur Aufnahme und Kritik der Rokokolyrik zwischen 1740 und 1760*. Göttingen 1974.
- Polenz, Peter von: *Geschichte der deutschen Sprache*. 9. Aufl. Berlin 1978.
- : Sozialgeschichtliche Aspekte der neueren deutschen Sprachgeschichte, in: Thomas Cramer (Hrsg.), *Literatur und Sprache im historischen Prozeß*, Bd. 2, Tübingen 1983, S. 3 - 21.
- Popper, Karl R.: Zur Theorie des objektiven Geistes, in: Karl R. Popper, *Objektive Erkenntnis*, Hamburg 1973, S. 172 - 212.
- Püschel, Ulrich: Die Berücksichtigung mundartlicher Lexik in Johann Christoph Adelungs 'Wörterbuch der hochdeutschen Mundart', in: ZDL, Jg. 49, 1982, S. 28 - 51.

- Riedel, Manfred: Art. 'Bürger, Staatsbürger, Bürgertum', in: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 1, S. 672 - 725.
- Ruppert, Wolfgang: Bürgerlicher Wandel. Studien zur Heranbildung einer nationalen deutschen Kultur im 18. Jahrhundert. Frankfurt/New York 1981.
- Sauder, Gerhard: Sozialgeschichtliche Aspekte der Literatur im 18. Jahrhundert, in: IASL, Jg. 4, 1979, S. 197 - 241.
- Scheibe, Jörg: Der Patriot (1724 - 1726) und sein Publikum. Göppingen 1973.
- Schildt, Joachim: Abriß der Geschichte der deutschen Sprache. 2. Aufl. Berlin (Ost) 1981.
- Vierhaus, Rudolf (Hrsg.): Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung. Heidelberg 1981.